

# Das Waschhäuschen an der Unteren Hardegg 17

Autor(en): **Christen-Aeschbach, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **51 (1993)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659025>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Waschhäuschen an der Unteren Hardegg 17

Olten besitzt viele wichtige Zeugnisse seiner langen Stadtgeschichte, die sehenswert sind und über die in den «Neujahrsblättern» schon verschiedentlich berichtet wurde. Diesmal widmen wir uns einem unscheinbaren Häuschen mit schönem Kalksteinbrunnen an der Stirnseite der Fassade, das seit hundertvierundzwanzig Jahren an der Unteren Hardegg steht. Trotz dieser langen Zeit des Bestehens wissen wahrscheinlich nur noch wenige Anwohner, was es mit dem Häuschen einst für eine Bewandnis hatte. In diesem kleinen Haus haben die Bewohner der ersten zwölf Doppeleinfamilienhäuser die Wäsche gewaschen. Das Waschhäuschen ist ein Zeuge für die unsägliche Tortur der Frauen, Mütter und Töchter, die bis weit in unser Jahrhundert hinein mit primitivsten Einrichtungen für Sauberkeit sorgten. Das Haus besass nur einen Steintrog und eine Kochstelle zum Beheizen des grossen Wasserschiffes. Der Dampf des kochenden Wassers konnte durch eine Öffnung im Dach entweichen. An der Nordwestseite des Häuschens liegt ein kleiner Rasenplatz, der zum Trocknen der Wäsche diente. Wie so ein Waschtage, der immer schon am Vortage begann, aussah, erzähle ich Ihnen am Beispiel meiner Urgrosseltern, die das Haus Nr. 29 bewohnten.

1856 wurde Olten zur Eisenbahnerstadt. Die Schweizerische Centralbahn brachte Arbeit für Hunderte von Zuzüglern im Gleisbau, in den Werkstätten, im Tunnelbau und in der Verwaltung. Nicolaus Riggenbach (1817–1899), der geniale Ingenieur, Erfinder der Zahnradbahn und Vorstand der Werkstätte Olten, sorgte dafür, dass die benötigten Leute nicht nur Arbeit, sondern auch anständigen Wohnraum fanden. Auf seine Initiative hin wurden

an der Unteren Hardegg zwölf Doppeleinfamilienhäuschen erstellt, die folgendermassen aussahen: Ein Eisenzaun trennte Strasse und Vorgarten. Ebenerdig befanden sich drei Zimmer und eine Küche. Von der Küche aus führte eine steile Holzterrasse in den aus dem Felsen gesprengten Keller, der einen Drittel der Grundfläche einnahm. Das Dachgeschoss enthielt eine Mansarde, einen Vorestrich und ein etwas grösseres Zimmer auf der Giebelseite des Hauses. Der Abtritt, ohne Wasserspülung, lag auf halber Höhe neben der gewundenen Holzterrasse, die ins Dachgeschoss führte. So ein winziges Häuschen ohne Licht und Wasseranschluss kostete im Jahre 1868 rund 5000 Franken. Diese Summe erscheint uns heutigen Menschen wie ein Trinkgeld, man muss aber doch sehen, dass zum Beispiel mein Urgrossvater, der eines dieser Häuser kaufte, als Oberzugführer der SCB ein *Jahresgehalt* von nicht einmal 400 Franken verdiente. Mit anderen Worten, so ein Haus kostete ungefähr zehn bis zwölf Jahresgehälter. Wenn Sie nun heutige Preise und Löhne vergleichen, so war der Preis von damals für ein Haus ohne Licht, Wasser und nur zu einem Drittel unterkellert, recht hoch. Allerdings gehörte zu jedem Haus ein Garten, der bis zum heutigen Geissfluhweg hinabreichte. Diese Gärten enthielten alles, was eine Familie zum Leben brauchte: Gemüsebeete, Obstbäume, Beeresträucher und sogar ein Pfirsichspalier, das am Holzhäuschen reife Früchte trug.

Ein paar Hühner und Kaninchen sorgten für Abwechslung auf dem Speisetisch, denn Fleisch kostete viel Geld und kam daher selten auf den Tisch. Eingeauft wurde nur, was der Garten nicht hergab, also Zucker, Mehl, Salz,

Tee, Kaffee, Öl und Gewürze, das unentbehrliche Lampenpetrol und natürlich Holz und Kohle zum Kochen und Heizen. Sechzehn Kinder wurden im Haus Nr. 29 geboren, vier verstarben als Kleinkinder. Sechs Töchter und sechs Söhne, die alle einen Beruf erlernten, wuchsen zur Freude ihrer Eltern zu tüchtigen Menschen heran. Ich frage mich immer wieder, wie Urgrossmutter so einen Haushalt bewältigte. Fünf Söhne und der Vater arbeiteten bei der Bahn und bei der Post. Der Holzherd in der Küche ging nie aus, denn zu jeder Tages- oder Nachtzeit kam einer der Männer hungrig nach Hause oder ging zur Arbeit. Schon als Schulkinder halfen die Töchter tatkräftig im Haushalt, die Söhne besorgten den Garten, spalteten Holz, trugen Wasser herbei vom Brunnen beim Waschhaus und verrichteten alle Arbeiten, für die Muskelkraft gefragt war. Im ausgezeichneten kühlen und feuchten Keller lagerten das Gemüse und die Kartoffeln, das Obst wurde sterilisiert oder zu Konfitüre gekocht. Kleiderstoffe und Leinwand für die Bett- und Tischwäsche kaufte Urgrossmutter am Ballen, bestellte die Störschneiderin, und dann wurde eine Woche lang nur geschneidert, geändert und umgearbeitet, bis alle wieder für ein Jahr eingekleidet waren. Die Töchter halfen schon früh dabei mit und wurden später im Schneidern, Weissnähen, Stricken und Häkeln wahre Meisterinnen. Wenn schon der normale Alltag von früh bis spät ausgefüllt war mit harter Arbeit, so stellte der Waschtage, der alle 6 bis 8 Wochen fällig wurde, eine Strapaze dar, die wir uns kaum mehr vorstellen können.

Wer waschen wollte, musste sich einschreiben beim Verwalter, der von den

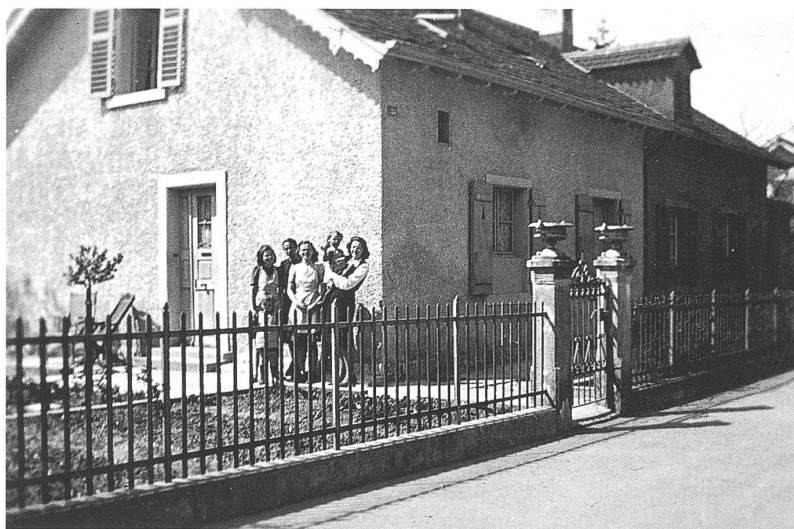
zwölf Miteigentümern des Waschhauses jeweils für ein Jahr gewählt wurde. Die Gebühr für die Benützung des Waschhauses betrug 70 bis 110 Rappen. Der Ertrag aus diesen Gebühren wurde für den Unterhalt des Hauses und für Anschaffungen verwendet. Das Wasser stellte die Gemeinde gratis zur Verfügung. Am Vorabend des Waschtages führten die Männer im Leiterwagen das Holz, die Kohle und die Wäsche ins Waschhaus und feuerten den Ofen unter dem Wasserschiff an, damit am nächsten Morgen genügend heisses Wasser zur Verfügung stand. Das Wasser wurde durch ein abgewinkeltes Eisenrohr vom äusseren Brunnen in den grossen Steintrog im Inneren des Waschhauses umgeleitet. Aus diesem Steintrog schöpfte man mit dem «Gohn», so nannte man die grosse Schöpfkelle, das Wasser in das Wasserschiff und in die «Gelten». Gelten heissen die verzinkten ovalen Gefässe mit Handgriffen, die man in verschiedenen Grössen kaufen und zum Versorgen platzsparend ineinanderstellen konnte. In diesen Gelten wurde schon am Vorabend die Wäsche eingeweicht, schön sortiert nach farbiger und Weisswäsche. Noch im Morgengrauen des nächsten Tages zogen die Frauen im Ärmelschurz mit vorgebundener Gummischürze, Kopftuch und Holzböden ins Waschhaus. Die eingeweichte Wäsche wurde Stück für Stück mit Kernseife auf dem Waschbrett von Hand geschrubbt, hartnäckige Flecken mit der Reisbürste bearbeitet und dann in der Waschlauge gekocht. Für die Waschlauge verwendete man Seifenflocken, die sich sofort im heissen Wasser auflösten. Die Weisswäsche wurde anschliessend mit kochendem Wasser gebrüht, gebläut, mit dem Holzpaddel herausgehoben und in den Steintrog zum Schwenken befördert. Die im kalten Brunnenwasser geschwenkte Wäsche musste anschliessend von Hand ausgewrungen werden. Tischtücher und Leintücher drehte man zu zweit gegeneinander, allein war so etwas nicht zu schaffen. Während die Kochwäsche schon früh auf dem «Mätteli» an der Leine hing, war die Reihe am Farbigen, das

weniger heiss gewaschen wurde. Grössere Kinder durften am Washtag mit dabei sein. Man stellte ihnen ein Bütteli und ein Waschbrett auf ein Tabourett und gab ihnen ein paar Nastücher zu waschen. So hatte man sie unter Aufsicht, und sie genossen den besten Anschauungsunterricht. Die Kinder halfen beim Aufhängen, trugen den «Chlämmerlisack» und halfen beim Abnehmen der Wäsche tatkräftig mit. Wer seine kleineren Kinder am Washtag jemandem in Obhut geben konnte, tat dies erleichtert, denn nicht selten kam es in Waschküchen zu schweren Unfällen. Kleinkinder, die sich verbrühten und sogar in Gelten fielen, machten den Washtag zum Alptraum. Wer Glück hatte und einen sonnigen Tag erwischt hatte, konnte am Abend mehrere Körbe voll herrlich duftender Wäsche nach Hause tragen. Der erste Teil der grossen Wäsche war geschafft. Nun musste nur noch das Waschhaus aufgeräumt und geputzt werden, die Gelten, das überzählige Holz, die Kohle und natürlich die Bürsten, die Seifenflocken und die Kernseife wieder nach Hause getragen werden. Todmüde, mit steifem Rücken, dickgeschwollenen Beinen und aufgequollenen Händen übergab die Hausfrau dem Waschhausverwalter am 2. eventuell 3. Abend den Schlüssel und hoffte inständig, er finde nicht etwas, woran er noch herummeckern konnte. Sie hatte es für ein paar Wochen wieder überstanden. Nun wartete die Bügelaarbit, die allerdings noch einmal stundenlange Schwerarbeit erforderte. Gebügelt wurde mit dem eisernen Kohlebügelisen, was höchste Konzentration verlangte, wollte man nicht das kostbare Leinen verbrennen oder mit Asche von der Glut im Boden des Eisens wieder verschmutzen. Eine Schüssel mit kaltem Wasser und ein weisser Lappen darin standen neben dem Bügeltisch. Das gutausgedrehte Tuch wurde über Falten und Biesen gelegt, das Eisen aufgesetzt und Hemdenbrüste und Kragen glatt gepresst im zischenden Dampf. Tischtücher, Servietten, Kopfkissen oder Stickereien an Paradekissen und Oberleintüchern wur-

den vor dem Bügeln gestärkt, damit die Wäsche einen schönen Glanz und Griffigkeit erhielt. Für ganz heikle Sachen wie fein plissierte Ärmel oder Kragen an Damenblusen gab es besondere Eisen, die aussahen wie die Brennscheren, mit denen man nach der Haarwäsche Locken drehte oder Schnauzhaare kringelte. Ein zu heisses Eisen, und schon färbte sich der Kragen gelb, deshalb presste man das Plissiereisen zuerst zur Probe in einen Streifen weisses Papier. Blieb es weiss, stimmte die Temperatur. Kein Wunder, dass weisse Blusen und Hemden nur zum Sonntagsstaat gehörten.

Wie lange die Hardeggbewohner auf so mühselige Art die Wäsche besorgten, weiss ich nicht. Bei meiner Gross tante habe ich jedenfalls den Washtag noch so erlebt, wie ich ihn geschildert habe. Schon nach dem Ersten Weltkrieg verbesserte sich aber die Wohnqualität. Die Häuser wurden mit Wasser und elektrischem Licht versehen. Einzelne Hausbesitzer versahen später ihre Häuser mit Anbauten, die eine eigene Waschküche enthielten, oder bauten wie Tante Lina ein Badezimmer ein, mit Lavabo und Toilette. Wer aus der Gemeinschaft der Washhauseigentümer austrat, musste nicht nur Handänderungsgebühren bezahlen, sondern auch einen Betrag in die Kasse abliefern, der im Ermessen der Washhausbesitzer lag. Unabhängigkeit von der Gemeinschaft war für den Austretenden deshalb mit grossen Kosten verbunden.

Nach dem Tode der Urgrosseltern wohnte Tante Lina, die früh verwitwet war, allein im Elternhaus. Wo früher Tag und Nacht emsiges Treiben herrschte, gingen nun die Tage in geruhsamer Beschaulichkeit vorbei. Tante Lina hatte Zeit, und weil sie Kinder liebte, nahm sie mich häufig zu sich auf Besuch, auch über Nacht. Die Nachbarkinder waren ebenso willkommen. Gemeinsam genossen wir im Sommer den schönen, sonnigen Garten oder stapften im Winter durch den Schnee des Hardwaldes. Tante Lina besorgte die Wäsche längst nicht mehr allein. Frau Freivogel, die Putz- und Washfrau, übernahm die Kno-



△ Das «Wöschhüsli» heute

△ Untere Hardegg 21, im April 1945

chenarbeit im Waschhaus. Erstaunlicherweise stapelten sich am Abend noch immer die Waschkörbe, denn nun wechselte man Leib- und Bettwäsche viel häufiger als im letzten Jahrhundert. Der selige Doktor Adolf

Christen, der lebenslang für mehr Hygiene kämpfte in den Arbeiterquartieren, hätte seine Freude gehabt.

Ein Gaskochherd in der Küche und ein Gasboiler im Bad ermöglichten das schnelle und komfortable Zubereiten von heissem Wasser. Die Cuvetten und Wasserkannen verschwanden aus dem Schlafzimmer. Die «Katzenwäsche» im Winter mit eiskaltem Wasser, das manchmal in den ungeheizten

Mansarden unter dem Dach in der Waschschüssel gefror, gehörte der Vergangenheit an. Die Wanzen in den Betten, die Flöhe und Läuse, die man im letzten Jahrhundert für unvermeidlich hielt, verschwanden aus den Wohnungen der ärmeren Bevölkerung und mit ihnen viele Krankheiten und Infektionen, die von Ungeziefer übertragen wurden. Das Closett mit Wasserspülung verdrängte das alte, ewig stinkende Plumpsco. Der Inhalt der Senklöcher wurde nicht mehr über die Gemüsebeete geleert. Die Wurmplage, besonders bei den Kindern, kennt man nur noch vom Hörensagen. Die moderne Körperpflege, die Aufklärung über Hygiene, liessen auch die Säuglingssterblichkeit zurückgehen. Die Mütter, erschöpft durch ständige Schwangerschaften und Geburten, vorzeitig gealtert durch die unsäglichen Mühen im Haushalt, starben nicht mehr in jungen Jahren weg. Das «Wöschhüsli» hatte, Gott sei Dank, ausgedient. Dass es trotzdem noch steht, verdanken wir einem Hardeggler von echtem Schrot und Korn: Edgar Graber, aufgewachsen im Hause Nr. 21 der Unteren Hardegg, kann ebenfalls ein Lied singen von der «guten alten Zeit», die in Wirklichkeit geprägt war von harter Arbeit ums tägliche Brot. Krankheiten oder gar Unfälle führten bei den Bähnlern oft zu Invalidität oder Tod. Schon beim Erstellen der Hardegghäuser 1868, diente das Haus Nr. 19 als Spital und Auffangstation für verunfallte Angestellte der SCB. Nicht umsonst sind die Eisenbahner schon immer einander beigestanden, haben sich gewerkschaftlich organisiert und in Vereinen der Freundschaft gepflegt.

In den letzten 30 Jahren sind viele der alten Häuser abgerissen und durch Neubauten ersetzt worden. Moderne Blöcke haben das Gesicht der Hardegg verändert. Mittendrin blieb das «Wöschhüsli» erhalten. Äusserlich in der alten Gestalt, innen umgebaut und unterhalten, dient es Edgar Graber als Werkstatt und als Treffpunkt mit Freunden zum geselligen Beisammensein. Die Gruppe nennt sich bezeichnenderweise «die Wöschhüsler».